



## HORST PETRI

### *Psychoanalyse und Friedenserziehung*

Im vergangenen Jahr bekam ich einen Nachlaß von Briefen meiner Eltern an ihre Verwandtschaft aus den Jahren 1930 bis 1942. Im November 1942 schrieb meine Mutter an ihre Mutter: „Die Kinder freuen sich schon sehr auf Weihnachten, und ich habe gottlob schon sehr nette Geschenke. Karl (mein Vater, H. P.) besorgte eine reizende Puppenstube mit allen Schikanen, sie wurde von Verwundeten gebastelt. Das wird ja wieder eine Freude geben!“

Meine Bestürzung über die distanzierte Realitätswahrnehmung und Gefühlsabspaltung unter der Normalität des Kriegsalltags war um so größer, als ich durch einen Brief meines Vaters an seine Eltern im Mai 1933 jetzt endlich erfuhr: „Ich bin der NSDAP beigetreten, da ich innerlich doch schon recht lange Nationalsozialist bin.“

Aufklärung über die verschwiegene und verdrängte Vergangenheit hätte mir auch ein Vorfall aus dem Jahr 1960 geben können. Unpolitisch erzogen und uniformiert über die jüngste Vergangenheit traf ich auf das Buch „Der gelbe Stern“ (Schoenberger, 1960), die erste Bilddokumentation über den Holocaust. In meinem Entsetzen über die Bilder, besonders über die riesigen Bagger, die die Leichenberge von verhungerten und vergasteten nackten Menschenleibern wie totes Erdreich vor sich herschoben, lieh ich mir das Buch aus, um mit meinem Vater darüber zu sprechen. Er, ein sonst sehr beherrschter Mann, blätterte das Buch schweigend durch, schneller und schneller, eine tiefe Röte überzog sein Gesicht; plötzlich sprang er auf, schmetterte das Buch auf den Tisch und brüllte, wie ich ihn nie habe brüllen gehört: „So was sollte man mal über Dresden veröffentlichen“, und stürzte aus dem Zimmer. Damals gab die Geschichte für mich keinen Sinn. Was hatte Auschwitz mit Dresden zu tun? Mußte ich Analytiker werden, um dies zu verstehen? Die Szene



faßt wie in einem Brennglas unser heutiges Wissen über die psychischen Verarbeitungsformen des faschistischen Traumas zusammen. Sie sind bekannt. Aber wie hat diese Verleugnung meine Kindheit im Faschismus geformt? Worin besteht die äußere und innere Erfahrung und das aus ihr treibende Motiv, wenn ich über Friedenserziehung nachdenke?

Während der Lektüre der Briefe tauchte neben der geschilderten Szene mit meinem Vater auch meine Kriegskindheit wieder deutlich in mir auf. Besonders zwei Erinnerungen haften sehr fest. Die eine bezieht sich auf einen Panzerkreuzer, den ich aus heutiger Perspektive als mein Übergangsobjekt ansehe. Jedes von uns drei Kindern durfte bei Bombenangriffen ein Spielzeug mit in den Luftschutzkeller nehmen. Über Jahre lag der Panzerkreuzer griffbereit unter meinem Kopfkissen, um ihn schnell finden zu können, wenn meine Eltern uns nachts unter dem Geheul der Sirenen in den Keller schleppen.

Die zweite Erinnerung bezieht sich auf einen Spaziergang zur nahegelegenen Kaserne am Morgen nach einem Luftangriff. In dem Schilderhäuschen vor den Toren stand ein anderer Soldat, als der, mit dem wir als Kinder oft gescherzt hatten. Wir fragten, wo er sei. Der Soldat zuckte nur mit den Achseln. Erst da bemerkte ich, daß das Schilderhaus an einzelnen Stellen zersplittert war und vor ihm die rotgefärbten Wasserpfützen. Ich habe als Kind nie darüber gesprochen.

Peter Härtling geht in seiner Frankfurter Poetik-Vorlesung „Der spanische Soldat“ (1984) der Spannung nach, die sich im Prozeß zwischen „Finden und Erfinden“ – so der Untertitel – herstellt und die die künstlerische – es wäre zu ergänzen, auch die wissenschaftliche – Arbeit bestimmt. Das berühmte Pressefoto des bekannten Fotografen Robert Capa, das einen Soldaten des spanischen Bürgerkrieges „in der Sekunde seines Todes“ (S. 20) zeigt, in der er, von einer Kugel getroffen, nach hinten stürzt, bleibt für den Schriftsteller unbegreiflich, solange er nicht zu dem Fund des Fotos eine Erzählung erfindet. Erst durch die Ankoppelung und Durchmischung von Erinnerung, Erfahrung und Affekt an die erkaltete Realität kann diese aus ihrer Erstarrung gelöst und einer lebendigen Verarbeitung zugänglich werden.

Wie findet der Autor sein Thema? Härtling schreibt, entscheidend sei, „welche Sprache man hörte, wie miteinander gespro-

chen wurde, ob die Eltern ihre Erfahrungen und ihr Wissen mit den Kindern teilten oder nicht“ (S. 13).

Härtling nähert sich seinem Fund: „Ich bin das Kind, das zum ersten Male in das Gesicht eines toten Soldaten sieht, im Frühjahr 1945. Er liegt am Rande eines Bahngleises . . . Jemand reißt den Jungen weg, sagt ‚Das ist nichts für Dich.‘ So, als läge der Soldat unerlaubt auf dem Schotter und als dürften Kinder nicht wissen, wie im Krieg gestorben wird“ (S. 20).

Der Autor nennt auch die aktuelle auslösende Situation für seine Erfindung: „Die Gespräche der letzten Monate über Krieg und Frieden, die vielen Berichte über Kriege, Bilder im Fernsehen, die mich in meiner Ohnmacht aufwühlten, die Fragen der Kinder und meine zunehmende Verzweiflung über den apokalyptischen Gang der Geschichte bereiteten mich auf (die Fotografie, H. P.) vor“ (S. 20).

Um das Schicksal des unbekanntenen sterbenden Soldaten auf dem Foto zu begreifen, erfindet Härtling dann die erschütternde Geschichte dieses Soldaten im Spanischen Bürgerkrieg in dem Bewußtsein: „Wir alle schreiben, ob wir es wahrhaben wollen oder nicht, eine Endzeit-Literatur . . . Unsere Sprache und unsere Phantasie sind dem Zeitbruch, in dem wir uns befinden, nicht gewachsen. Vielleicht sollten wir die traditionellen Formen und Formeln vergessen, uns nicht mehr um die hohe Sprache und den tiefen Sinn bemühen, sondern uns auf den Schmutz der vielsprachigen Sprachlosigkeit einlassen . . . diese Sprachen der Politiker und Verwalter, der Generäle und Händler, die nichts preisgeben, nur vertuschen, nur verleugnen und alle, die keine Mitwisser sind, täuschen und verhöhnen. Die Sprachen der Kinder, denen die in ungezählten Sequenzen auf Fernsehschirmen vorgespielte Gewalt die Wörter eingibt wie Waffen . . . Die Sprache der Wissenschaft, die das Gemeine abstrakt verklärt“ (S. 51).

Aber, diese phantasierte Selbstverleugnung aufhebend – „so weit sind wir noch nicht“ (S. 51) –, stellt sich der Autor dem unlösbaren Widerspruch, hält Wut und Trauer aus und begibt sich an seine Geschichte.

Und wir? Betreiben wir auch, was unseren kulturkritischen Anspruch angeht, eine Endzeit-Wissenschaft und „verklären durch unsere Sprache das Gemeine“?

Diese Frage zeigte ihre ganze Dramatik spätestens auf der



Arbeitstagung der Mitteleuropäischen Psychoanalytischen Vereinigungen in Bamberg 1980 (Henseler und Kuchenbuch, 1982). Das Thema „Die Wiederkehr von Krieg und Verfolgung in Psychoanalysen“ war eine Abweichung vom ursprünglichen Themenvorschlag: „Spätfolgen des Nationalsozialismus und des Zweiten Weltkrieges in der analytischen Praxis und auf die psychoanalytische Bewegung.“ Juelich und andere Kollegen (1982) beklagten den Themenwechsel und äußerten die Befürchtung, „daß über das eigene Verstricktsein, d. h. über die uns berührende geschichtliche Dimension nicht geredet werden kann“ (S. 53).

Auf der Tagung kam es dann zu einer starken Polarisierung der Teilnehmer; man warf sich wechselseitig eine „Erstarrung in Wissenschaft“ und im „Sekundärprozeß“ einerseits und „Regression zum bloßen Gefühl, Agieren und ein falsches Selbst in der Pose der Betroffenheit“ andererseits vor (Brecht, 1982, S. 75).

Auch das Tagungsthema des jetzigen Lindauer DGPPPT-Kongresses 1984 „Das Gleichgewicht des Schreckens. Zur Psychoanalyse des Feindbildes unter der nuklearen Drohung“ hatte ein wechselhaftes Schicksal. Gegenüber dem ursprünglichen Vorschlag „Psychoanalyse und nukleare Bedrohung“ ist das Thema, wie in Bamberg, auf seine wissenschaftliche und therapeutische Begrifflichkeit verkürzt worden. Die Psychoanalyse als gesellschaftliche Institution und die sie repräsentierenden Mitglieder bleiben darin ausgeklammert. Dazu gehört, daß die Jahrestagung intern abläuft, interdisziplinärer Austausch, Öffentlichkeit und Presse also ausgeschlossen sind. Wollen wir mit dem Argument, wir stünden erst am Anfang unserer Auseinandersetzung mit dem Thema, weiter den Elfenbeinturm besetzt halten und darin das Ende erwarten?

Bei der Therapierindikation wissen wir, daß soziale Isolierung zu den prognostisch besonders ungünstigen Kriterien gehört, weil das Subjekt durch den Abzug der libidinösen und aggressiven Objektbesetzungen immer stärker der narzißtischen Regression und der Depression verfällt. Wie hätte ich in meinen vier Wänden mit meinen Patienten meine Impulse zum verzweifelten Rückzug und zur Depression nach dem schweren Rückschlag überwinden können, den wir alle am 21./22. 11. 1983 hinnehmen mußten? Im Sinne einer paradoxen Verschreibung habe ich kurz

nach der Bundestagsdebatte über die Nachrüstung die Berliner Ärzteinitiative gegen Atomkrieg zu einem Fest eingeladen, auf dem 80 Kollegen in persönlich nahen Gesprächen die Trauer gemeinsam tragen und in heitere Stimmung umwandeln konnten, statt in die vorhersehbare Depression zu verfallen.

Obwohl das Aufbrechen der Isolation sowohl gesellschaftlich als auch innergruppal für den einzelnen wie für die Psychoanalyse als Institution gefahrlos geworden ist und die politische Abstinenzregel immer stärker als historische Reminiszenz aus der Gründungsphase der Psychoanalyse und aus deren Schicksal im Faschismus erscheint, müssen sich Analytiker heute immer noch rechtfertigen, wenn sie angesichts der unaufhaltsam erscheinenden Weltzerstörung durch ihr öffentliches Engagement Einfluß auf die politische Kultur in unserem Lande nehmen wollen. Die Rationalisierungen der Abstinenzregel können sich u. a. deswegen so hartnäckig halten, weil sie häufig den Patienten als Bollwerk vorschieben und damit ein Therapeutentabu errichten.

Die Diskussion über die Frage des heutigen politischen Engagements der Analytiker läßt sich bis in die Weltanschauungsdebatte der späten 20er Jahre bis zum Beginn des Faschismus zurückverfolgen, in deren Zentrum der Themenkomplex Psychoanalyse/Marxismus/Kapitalismus stand (vgl. Dahmer, 1975, 1980). Die Debatte findet in jüngster Zeit auch über das Thema Psychoanalyse im Faschismus ihre Fortsetzung (Lohmann und Rosenkötter, 1982, 1983; Brainin und Kaminer, 1982; Cocks, 1983; Dahmer, 1983).

Kann Psychoanalyse überhaupt politisch sein? Verbietet sie nicht jede Parteinahme, weil sie grundsätzlich als Kulturtheorie kritisch zu jedem System steht? Transportiert der Analytiker nicht ungewollt oder gewollt durch die Herstellung von Öffentlichkeit seine persönliche Ideologie in die Gesellschaft und wird er damit nicht anfällig für den Mißbrauch durch das jeweilige System? Die Polarisierung um diese Fragen hat bis heute nicht aufgehört und berührt zwangsläufig das Thema „Friedenserziehung“.

Bei meinen Suchbewegungen, dieses zu finden und im Prozeß des Erfindens neu zu begreifen, erschien es mir wenig sinnvoll, die theoretischen und praktischen Ansätze der Friedenspädagogik nachzuzeichnen. Hier mag der Hinweis genügen, daß die



umfangreiche friedenspädagogische Literatur eine wachsende Rezeption psychoanalytischer Einsichten erkennen läßt. Meine Suchbewegungen konzentrierten sich vielmehr auf die beiden Fragen: Was heißt Friedenserziehung im psychoanalytischen Verständnis? Und: Welche Bedeutung hat das Thema für die Psychoanalyse auf dem Erfahrungshintergrund zweier Weltkriege bekommen?

Reichmayr (1983) hat kürzlich auf dem Züricher Seminar zum Thema „Krieg und Frieden aus psychoanalytischer Sicht“ (Passetto und Modena, 1983) eine ernüchternde Bilanz über die Psychoanalyse und ihre Vertreter im Ersten Weltkrieg gezogen: „Die ungeheure Kriegsbegeisterung zu Beginn des Ersten Weltkrieges ... hatte auch die Psychoanalytiker angesteckt“ (S. 37).

Auch Freud verfällt der „gesellschaftlich induzierten Regression“ (Erdheim, 1982, S. 383), lobt „das Befreiende der mutigen Tat“ (Freud-Abraham, 1965, S. 180, Brief vom 26. 7. 1914) und „identifizierte sich weiter mit der Herrschaft“, wie Erdheim (1982, S. 383) schreibt, solange ihm die „deutschen Siege einen festen Halt“ boten (Freud-Abraham, 1965, S. 188, Brief vom 3. 9. 1914). Die mörderischen Materialschlachten, die einen Wendepunkt in der Kriegsführungsstrategie der Neuzeit einleiteten, lassen ihn zur Realität zurückfinden. In einem Brief an Lou Andrea-Salomé vom 30. 7. 1915 schreibt er: „Wann wir uns alle, zerstreute Mitglieder einer unpolitischen Gemeinschaft wiederfinden werden, und ob sich dann nicht zeigt, wieviel die Politik an uns verdorben hat, das vermag ich nicht zu sagen. Ich kann nicht Optimist sein, unterscheide mich von den Pessimisten, glaube ich, nur dadurch, daß mich das Böse, Dumme, Unsinnige nicht aus der Fassung bringt, weil ich's von vorneherein in die Zusammensetzung der Welt aufgenommen habe“ (Freud, 1960, S. 324). Während er im gleichen Jahr in „Zeitgemäßes über Krieg und Tod“ diese kulturkritische Prognose weiter verdunkelt („Der Krieg ist aber nicht abzuschaffen“, Freud, 1915, S. 354) lassen sich andere „unpolitische“ Analytiker durch „die Politik verderben“, indem sie ihr Wissen als Militärärzte in den Dienst der Erforschung und Behandlung der Kriegsneurosen stellen.

Reichmayr resümiert die Arbeiten über Kriegsneurosen von Abraham, Ferenczi, Simmel und Jones, die das Hauptthema des V. Psychoanalytischen Kongresses in Budapest kurz vor Kriegs-

ende im September 1918 bildeten: „In den Referaten ... erscheint ‚der Krieg‘ als solcher im Sinne einer Naturkatastrophe, die über die Menschen hereinbricht und zur Entladung riesiger Energiemengen führt. Der Widerstand dagegen, wie er den Analytikern als Kriegsärzten in Form der sinnfälligen Symptomatiken der Kriegsneurotiker erscheint ... wird von ihnen onto- und phylogenetisch interpretiert und damit in Naturgeschichte überführt“ (S. 39); und an anderer Stelle: „Ihre Produkte (der Analytiker, H. P.) sind ... blind für das Erkennen von Machtverhältnissen, Unterdrückung und Leiden. Der ‚Krieg als Realitätsprinzip‘ bleibt unreflektiert, die Analytiker sind durchtränkt von den bürgerlichen Universalkategorien, mit denen gleichzeitig die Realität des Widerstandes gegen den Krieg und seine Infragestellung zugedeckt und verleugnet wird“ (S. 45f.).

Wie schnell die Verleugnung einsetzte, erhellt ein Brief von Freud an Anton von Freund vom 17. 9. 1918 zur Vorbereitung des Budapester Kongresses: „Was ich dazutun kann, wenn der Kongreß sich in einer solchen Weise hebt (Verzicht auf falsche Feierlichkeiten, H. P.), kann nur darin bestehen, daß ich ein würdigeres und allgemein interessanteres Thema zum Vortrag wähle als das im Programm angegebene“ (Freud, 1960, S. 339).

Er trägt dann „Wege der psychoanalytischen Therapie“ (Freud, 1918) als erste Überlegungen zur Massenanzahl der Psychoanalyse vor. Daß dazu die Behandlungserfahrungen mit Kriegsneurotikern einen entscheidenden Anstoß gegeben haben dürften, nennt Freud nicht, wie überhaupt der Krieg in dem Vortrag unerwähnt bleibt.

Wie sich die damaligen Analytiker der Auseinandersetzung mit den dramatischen Kriegserfahrungen entzogen, wie die Verleugnung, Gefühlsabspaltung und die Aufrechterhaltung der Abwehr durch eine Intellektualisierung in psychoanalytischer Begrifflichkeit funktionierte, zeigt beispielhaft eine Arbeit von Pfister (1919). Der Autor geht mit wissenschaftlicher Sachlichkeit der Frage nach, ob es sich bei den Kriegsneurosen – wie bisher angenommen – tatsächlich nur um traumatische Neurosen i. S. einer von außen gesetzten „narzißtischen Libidostauung“ handelt oder ob unter ihnen nicht auch „regelrechte“, d. h. aus inneren Gefahrenquellen resultierende Übertragungsneurosen auffindbar seien. Er schildert einen 22jährigen lungenkran-



ken und in der Schweiz internierten Soldaten, der „seine Kameraden sehr häufig durch ein jämmerliches Angstgeschrei (weckte), das erst verstummte, wenn er selbst aufgeweckt wurde“ (S. 288). Der Mann war nach zwei Jahren schlimmster Kriegserfahrung in Gefangenschaft geraten, nachdem er 72 Stunden im Artilleriefeuer gelegen, verwundete Kameraden gerettet und Granaten entschärft hatte und selbst von einer explodierenden Granate im Schlaf eine Grabentreppe heruntergeschleudert wurde und bewußtlos liegengelassen war. Er träumt: „Mir ist, jemand wolle mich packen. Ich liege starr und völlig wehrlos da, ohne mich bewegen zu können. Ich schreie laut und erwache, denn ein Kamerad hat mich in Wirklichkeit geweckt“ (S. 289). Der Analytiker erfährt dann noch, „daß manche Träume ihn mitten in einen Kampf mit Mohammedanern oder Schwarzen versetzten“ (S. 289f.). Pfister schreibt: „Trotz aller Geduld ließen sich keine Einfälle erzielen, als ich die Traumstücke einzeln einstellte. Einzig zu den Worten „Jemand will mich packen“ gesellt sich eine wichtige Erinnerung: Bei der Eroberung des Grabens wollte ein Schwarzer ihm mit dem Dolche den Hals abschneiden, er schrie laut auf und wurde durch einen feindlichen Unteroffizier von weißer Hautfarbe gerettet“ (S. 290). Pfister fährt fort: „Daß das Einstellungsverfahren nicht zum Ziele führte, erkundigte ich mich in freier Befragung nach früheren Schreckerlebnissen. Der Erfolg war günstig“ (S. 290). Der Analytiker findet, was er sucht: einige Kindheitserinnerungen, in denen der Vater ihn aus einer bedrohlichen Situation gerettet hat. Nachdem der 22jährige außerdem noch „zugab“, „er möchte überaus gerne Vater und Mutter wiedersehen und ihre Pflege genießen“, kann der negative Ödipus des „weichmütigen Soldaten“ der Deutung nicht mehr entgehen: „durch seinen pavor (bewirkt er) eine symbolische Verwirklichung seines sehnlichen Gelüstens: Ein Kamerad ersetzt den Vater. Es handelt sich um eine Übertragungs-Kriegsneurose vom reinsten Wasser“ (S. 291).

„Wie kräftig die Analyse einschlug“, schreibt Pfister, zeigt das Ergebnis: „Der Jüngling fühlte sich sehr bald recht behaglich und zufrieden“ (S. 293).

In dieser verharmlosenden und entfremdeten Sprache mischt sich meine Kindheitsgeschichte mit der Geschichte meines Be-

rufs. Sie zu überwinden, ist das, was Psychoanalyse uns aufgibt: erinnern, wiederholen, durcharbeiten. Dabei wird klar: Es ist nicht die Psychoanalyse, die die Sprache durch ihre Begrifflichkeit erkalten läßt, sondern wir als Personen bedienen uns einer zerstörten Sprache, um das Entsetzen nicht wahrnehmen zu müssen, das wir in früher Zeit selbst erlebt haben und täglich neu erleben und das wir mit unserer Begrifflichkeit zudecken.

Halten wir fest: Die Psychoanalytiker des Ersten Weltkrieges haben mehrheitlich das Entsetzen über diesen Krieg so stark durch verschiedene Abwehrmechanismen und Anpassungsleistungen bewältigt, daß die damit verbundenen Ich-Einschränkungen den friedenspolitischen Weitblick verstellten haben. Frieden als Option, Friedenserziehung als Hoffnung und Auftrag blieben außerhalb des Diskurses über „Krieg und Tod“. Ein Erinnern, Wiederholen und Durcharbeiten fand auch später nicht statt. Damit blieb die Trauerarbeit erspart.

Reichmayr (1983) berichtet von seinen Recherchen, daß von der damaligen Analytikergeneration keiner als Kriegsgegner hervorgetreten sei und Verbindungen zur Pazifismus- bzw. Antikriegsbewegung gehabt habe. Nur der junge Siegfried Bernfeld bildet hier eine Ausnahme.

Mit Bernfeld beginnt die dritte Generation der um die Jahrhundertwende geborenen Analytiker, die den Ersten Weltkrieg als Jugendliche erlebt haben. Die zweite Generation nach Freud ist in den 70er und frühen 80er Jahren geboren, war also bei Beginn des Ersten Weltkrieges ohne vergleichbare Kriegserfahrungen in ihrer Kindheit und Jugend und bereits zwischen 35 und 45 Jahre alt. Ich kann hier nicht der Frage nachgehen, wie sich bis zum heutigen Tage in der Generationsabfolge Kriegserfahrungen in verschiedenen Lebensabschnitten auf die politische Haltung der Analytiker ausgewirkt haben könnten. In diesen Zusammenhang gehört jedoch der Hinweis, daß sich die geschilderten Reaktionen der Psychoanalytiker der zweiten Generation auf den Ersten Weltkrieg grundsätzlich auch in bezug auf den Zweiten Weltkrieg und seine Vorbereitung im Faschismus ab 1933 nicht mehr änderten. Demgegenüber bildete die dritte Generation mit Bernfeld, Reich, Fromm und Fenichel die „Freudsche Linke“ (Dahmer, 1973) in der Zwischenweltkriegszeit. Sie wird in Wien und in Berlin durch eine große Gruppe von Analyti-



kern dieser Generation erweitert, die enge Beziehungen zu linken Organisationen hatten und von denen einige später aktiv im antifaschistischen Widerstand tätig waren, um „für den Frieden zu arbeiten“, wie Marie Langer schreibt (zit. nach Huber, 1977, S. 28). Zu nennen sind neben ihr besonders Federn, Nunberg, Deutsch, Friedjung, Buxbaum, Ekstein, Gardiner und Erdheim-Genner in Wien und Jacobson, Sterba, Friedmann, Salomea-Kempner, Landauer und Rittmeister in Berlin, von denen die letzten drei bekanntlich durch den faschistischen Terror umkamen (Lohmann und Rosenkötter, 1982; Brainin und Kaminer, 1982).

Ob eine wichtige Quelle für die leidenschaftliche Anteilnahme dieser Analytiker an pazifistischen Ideen und Gruppierungen in ihren Kriegserfahrungen während der späten Kindheit und Jugend begründet ist, muß als Frage hier offenbleiben. Diese „erste Friedensgeneration“, wie ich sie nennen möchte, der psychoanalytischen Bewegung verfügte bereits über einen positiven Friedensbegriff. Frieden ist nicht nur die Abwesenheit von Krieg, sondern meint in seiner umfassenden Bedeutung soziale Gerechtigkeit, d. h. Abbau von sozialer Ungleichheit und Verzicht auf Ausbeutung und Unterdrückung als den wesentlichen Ursachen nationaler wie internationaler Konflikte. In diesem Sinne ist der Sozialismusbegriff der marxistischen Analytiker auch als Chiffre für einen positiven Friedensbegriff zu werten. An die Stelle des Todestriebes als Erklärungsprinzip für die ewige Wiederkehr des Krieges setzten sie die gesellschaftliche Produktion personaler und struktureller Gewalt; allein in deren Abbau, angefangen von der Kindererziehung bis zu gesellschaftlichen Strukturveränderungen, sahen sie die Chancen zur Verhinderung von Kriegen und zur Realisierung eines positiven Friedens.

Nicht nur an die Geschichte der eigenen Kindheit haben wir uns zu erinnern, und nicht nur an das Schicksal der Psychoanalyse im Kaiserreich, sondern auch an die Tradition des Denkens und Fühlens dieser „ersten Friedensgeneration“ von Analytikern, wenn wir den Begriff der Friedenserziehung neu erfinden wollen. So jung dieser Begriff ist, so schnell droht er auch schon von der erdrückenden Realität einer „Kriegserziehung“ ausgehöhlt zu werden, wie sie die Permanenz der atomaren Abschreckung darstellt. Das macht uns oft so hoffnungslos. Aber in der

Erinnerung an diese Tradition der Psychoanalyse wächst einem Mut zu. Wir wissen, daß die psychischen Verdrängungsprozesse in ihrer politischen Dimension das geschichtslose Bewußtsein produzieren. Daher ist es notwendig, diese Tradition in die Erinnerungsarbeit einzubeziehen, weil auch sie von vielen verdrängt oder bestenfalls als marginaler Bestandteil psychoanalytischer Identität angesehen wird. Dabei verkennen wir oft, daß es gerade dieser Teil kulturkritischer Theorie und Praxis war, der außerhalb der Psychoanalyse einen wichtigen Einfluß auf die Bewußtseinsstrukturen der Studenten- und Schülerbewegungen der 70er Jahre hatte und der heute in den Anschauungen breiter Teile der neuen sozialen Bewegungen fortlebt.

Nicht zuletzt haben wir es dieser „ersten Friedensgeneration“ zu verdanken, wenn wir heute, 40 Jahre nach dem Zweiten Weltkrieg, von einer „zweiten Friedensgeneration“ innerhalb der Psychoanalyse sprechen können. Erich Fromm hat als einzelner die Kontinuität zwischen beiden Generationen hergestellt. Von dem programmatischen Aufsatz „Politik und Psychoanalyse“ aus dem Jahr 1931 bis zu der Schrift „Zur Theorie und Strategie des Friedens“ (1970) kreisen seine Gedanken immer wieder um das Thema Frieden. Ab 1960 hat ihn die atomare Bedrohungssituation zunehmend besorgt gemacht. Im gleichen Jahr plädiert er für den Unilateralismus (Fromm, 1960) und zwei Jahre später, im Jahr der Kuba-Krise, nimmt er kritisch zu Fragen der Zivilverteidigung Stellung (Fromm, 1962). 1970 schreibt er: „Je länger der Rüstungswettbewerb dauert, je größer die Möglichkeit eines technologischen Durchbruches im Feld der Rüstung ist, je mehr die gegenseitige Angst vor dem Angriff des anderen wächst, desto weniger wird die Irrationalität des nuklearen Krieges ein Schutz gegen gesellschaftliche und seelische Irrationalität sein“ (Fromm, 1970, S. 245). Diese wachsende Irrationalität hat wohl auch ihn mutlos gemacht: „Ich glaube, daß die Chancen für den Frieden sehr gering sind“ (S. 252). Entsprechend bleiben seine Überlegungen zur „Strategie des Friedens“ kurz und allgemein. Er nennt zwei Punkte: 1. „Es muß das Ziel der Friedensstrategie im Gegensatz zur Kriegsstrategie sein – und das ist wesentlich –, die (diplomatische, H. P.) Niederlage des Gegners zu vermeiden“ (S. 252). 2. „Der Friedensstrategie geht es um die Mobilisierung großer Massen von Menschen für die Idee des Friedens mit

dem Ziel, in der öffentlichen Meinung auf die Regierenden in allen Ländern einen Druck gegen den Krieg und für das Ende einer irrsinnigen Kalkulation auszuüben. Das heißt erstens einmal Aufklärung über die Tatsachen, Erziehung zum kritischen Denken, Enthüllung und Entschleierung des Schwindels, der mit den Tatsachen über den Frieden und über die auswärtige Politik getrieben wird... Aber es geht um noch mehr. Es geht letztlich darum, die Vision einer Gesellschaft zu zeigen, die menschenwürdig ist, in der der Mensch nicht ein Teil einer Maschine ist, in der der Mensch nicht passiv ist, sondern aktiv partizipiert... Eine Friedensbewegung kann nur dann erfolgreich sein, wenn sie über sich selbst als Friedensbewegung hinausweist und zu einer Bewegung des radikalen Humanismus wird, wenn sie imstande ist, an den ganzen Menschen zu appellieren – an den Menschen, der unter jenem Mangel an Lebendigkeit leidet, den diese Industriegesellschaft hervorbringt... Ob es der Friedensbewegung gelingt, die Menschen und damit indirekt auch die Regierenden und Machthaber für den Frieden zu gewinnen, bleibt dahingestellt. Ich glaube aber, daß nichts anderes als dieser Versuch möglich ist, um unter den gegebenen Bedingungen für den Frieden zu arbeiten. Auf lange Sicht kann nur eine radikale Veränderung der Gesellschaft einen dauernden Frieden schaffen“ (S. 252f.).

Diese Formulierungen eines positiven Friedensbegriffs umreißen in ihrer Kürze wesentliche Positionen der heutigen „zweiten Friedensgeneration“. Bevor diese mit Beginn der 80er Jahre Gestalt annimmt, ist Mitscherlich in Deutschland der erste, der die Tradition der Friedensdiskussion der Vorkriegszeit weiterführt. Zum Zeitpunkt der Ostermarschbewegung schreibt er 1966: „Die Welt, in der wir mit der Bombe ... leben, ist so gefährlich, verheißt so wenig Sicherheit, stürzt das Ich in so viel Angst, daß es die Angst erweckenden Einsichten in die soziale Realität aufgibt und auf Infantilformen des Umganges mit der Realität zurückgreift: Es verleugnet Gefahr, es verkehrt ins Gegenteil – z. B. schreit es nach atomarer Mitbeteiligung, als ob das Sicherheit gewährte und nicht die Gefahr vergrößerte“ (S. 28). Das „soziale Ich“ entwickelt sich dagegen, wie er in der gleichen Arbeit formuliert, „mit der Einordnung der Forderungen des Über-Ich in humane Kategorien“. „Vorurteilskritik“ und „hart-

näckige Ideologiekritik“ seien das „Ergebnis der wachsenden Fähigkeit zur Einfühlung“ (S. 34f.); und weiter: „Das Leiden wirklicher Menschen, das die bestehende Herrschaftsordnung stumpfsinnig verfügt, inspiriert die Suche nach den selbst zu wählenden Idealen. Nur wer das eigene Leiden, soweit es dem persönlichen Schicksal entstammt, vom gesellschaftlich Verhängten säuberlich zu trennen gelernt hat und dann noch Empathie aufbringt, hat das Zeug, kollektiv sanktionierte Ideale durch die seinigen zu verändern“ (S. 35). Aus den Schriften Mitscherlichs wissen wir, wie sehr ihn, ebenso wie Eissler (1975) bei seiner Auseinandersetzung mit dem Aggressionstrieb eine tiefe Skepsis an der Kultureignung des Menschen mit Freud verband. Trotzdem hätte er auf Einsteins Frage „Gibt es einen Weg, den Menschen vom Verhängnis des Krieges zu befreien?“ (Einstein und Freud, 1932, S. 15) mit mehr alternativen Überlegungen reagiert, als sie Freud in seinem hohen Alter noch aufbrachte. Neben den zitierten Gedanken nennt er in seiner bekannten Schrift: „Die Idee des Friedens und die menschliche Aggressivität“ von 1969 vor allem drei Punkte:

1. „Wenn wir in Rechnung stellen, daß die Produktions- und allgemeinen Lebensbedingungen in unserer technischen Zivilisation einen zunehmenden Überschuß an nicht in der Normalität des Alltags integrierbarer aggressiver Energie schaffen, dann wird uns klar, daß die moralische Anstrengung, nach der Ausschau gehalten wird, zunächst in gar nichts anderem bestehen kann als in der Veränderung dieser Lebensbedingungen“ (S. 132).
2. „Es ist denkbar, daß die intensiveren Kontakte zwischen Weltbereichen, die in der bisherigen Kulturentwicklung der Menschheit voneinander wenig Kunde und deshalb auch füreinander wenig Verständnis hatten, tatsächlich Voraussetzungen für eine Weltinnenpolitik, statt einer Weltaußenpolitik entstehen lassen... Die Erregung, dem Kontrahenten, dem Gegner, dem Andersgläubigen gegenüber kann nicht mehr jenen Grad von Feindseligkeit erreichen, der den Krieg möglich, unter Umständen unausweichlich machte“ (S. 134).
3. „Es ist denkbar, daß die ‚Verwandlung des Affekthaushaltes‘ (N. Elias, H. P.) dadurch weiter fortschreitet, daß es uns gelingt, die soziale Einpassung des Menschen in den frühen



Phasen der Kindheit schonender, d.h. . . . mit Einfühlung zu vollziehen, so daß sich die Bereitschaft, später auf regressive Weise mit der Aggression umzugehen, weiter verringert“ (S. 136).

Es war ein Beispiel praktizierter Friedensarbeit, als Mitscherlich 1969 die Geldmittel seines Friedenspreises des Deutschen Buchhandels Amnesty International zur Verfügung stellte.

Wenn man die bisher vorliegenden Arbeiten der „zweiten Friedensgeneration“ überblickt, ist auffallend, wie wenig in ihnen bewußt an die Auseinandersetzung der „ersten Friedensgeneration“ über Krieg und Frieden und an die Gedanken Fromms und Mitscherlichs angeknüpft wird. Dieser Verlust an Tradition läßt vieles neu erscheinen, was längst erfunden wurde und als beschwerlichen Anfang, was nur zu Ende gedacht bzw. in konkretes Handeln überführt werden müßte. Der Verlust an historischer Erinnerung dürfte z. B. mitverantwortlich für die Tatsache sein, daß innerhalb des heutigen Diskurses die Kontroverse zwischen Glover und Fenichel aus dem Jahr 1935 noch nicht überwunden ist.

Damals kritisierte Fenichel (1935) Glovers Buch über „War, Sadism and Pacifism“ (1935). Glover leite die Entstehung von Kriegen allein aus dem Aggressionstrieb ab und erkläre Friedenssehnsucht schlechthin als Reaktionsbildung gegen den Sadismus; als „Hauptheilmittel gegen den Krieg“ (S. 143) empfehle er die therapeutische Psychoanalyse. Fenichel leitet dagegen Kriege aus nationalen und internationalen Interessengegensätzen ab, die die herrschenden Klassen im Rahmen ihrer imperialistischen Machtpolitik zwangsläufig in Gewaltkonflikte hineintrieben. Daß in die Auseinandersetzung dieser Konflikte „die Massen hineingezogen werden, ist nicht den Trieben der Massen zu verdanken, sondern dem Umstand, daß dank der historisch gewordenen Produktionsverhältnisse die Menschen, die in wahren Interessengegensätzen stehen, die Macht auch über jene haben, die nicht in objektiven Interessengegensätzen stehen. Diese Macht benutzen sie, um jene einmal durch Angst zu zwingen, dann aber auch, um ihre (aggressiven und anderen) Strukturen (etwa durch die Erziehung) in einem ihnen erwünschten Sinne zu ändern“ (S. 137).

Die Kontroverse zwischen Glover und Fenichel markiert zu-

gleich den Bruch zwischen der zweiten und dritten Generation der Psychoanalytiker in ihrer Auffassung über die Theorie des Subjektes und seine gesellschaftliche Praxis. Wenn auch heute noch Psychoanalytiker der „zweiten Friedensgeneration“ Gloverische Positionen vertreten und ihre politische Verantwortung auf die therapeutische Situation beschränkt sehen wollen, in der allerdings die gesellschaftliche Dimension eine stärkere Berücksichtigung findet, geben sie einen Teil unseres psychoanalytischen Erbes auf; sie errichten darin gleichzeitig neue Abstinenzschranken, wo unsere friedenspolitische Denktradition radikalere Schritte erfordert, die eine Handlungstradition fortsetzen könnten, wie sie von der „kritischen Linken“ der Psychoanalyse in der Weimarer Zeit und von einigen Psychoanalytikern im antifaschistischen Widerstand eingeleitet wurde.

Richter kann sich auf diese Tradition berufen, wenn er unter den Psychoanalytikern der Nachkriegszeit als erster diesen qualitativen Sprung mit der größten Konsequenz gewagt hat. Er geht auf die Märkte, zieht durch die Straßen und sitzt vor Kasernen, er spricht mit der Bevölkerung und redet vor Studenten und Arbeitern, Angestellten und Ärzten über den Frieden. Psychoanalyse dient ihm nicht nur zum Erkenntnisinteresse und zur Therapie, sondern, provoziert durch das mörderische Paranoid des atomaren Schreckens, auch als Instrument des praktischen Handelns und der Aufforderung zum Widerstand in der gesellschaftlichen Basis (Richter, 1982, 1983). Die Psychoanalyse muß sich vor der Öffentlichkeit nicht mehr scheuen, so wie eine kritische Öffentlichkeit die Psychoanalyse nicht mehr scheut, sondern ihre Einsichten und ihr teilnehmendes Interesse zur Durchsetzung eines positiven Friedens dringend einfordert.

Wenn 1914 die Sache der Psychoanalyse nur von einer Handvoll und 1933 nur von ein paar Dutzend Psychoanalytikern vertreten wurde, während wir heute über das ganze Land verteilt fast 2000 sind, sollten wir nicht das Versäumte in der Vergangenheit einklagen, sondern das trotz größter Widerstände Geleistete besonders anerkennen und das sprunghafte Anwachsen unserer Bewegung nach dem Zweiten Weltkrieg als verpflichtende Chance begreifen. Unser Beitrag zur Friedenserziehung im politischen Bereich, in den Institutionen, in der



Öffentlichkeit und natürlich auch in der Therapie kann in sehr vielfältigen Aufgaben bestehen.

Was mir vordringlich erscheint, ist zunächst eine kritische Besinnung auf die Frage, welche unbewusste Rolle unsere eigene Aggression bei der psychoanalytischen Theoriebildung und in der Handhabung psychoanalytischer Deutungstechnik spielt. Das Thema unserer aggressiven Gegenübertragung beschäftigt mich, seit mir mit der Diskussion der Friedensfrage zunehmend bewußt wird, welches destruktive Potential hinter unserer Theorie und Technik selbst verborgen ist. Nach meinem Eindruck ist z. B. unsere Faszination über den Aggressionstrieb so ausgeprägt, daß die Lebenstribe dahinter ganz verblassen oder unverschens die Bedeutung neurotischer Reaktionsbildungen annehmen. Wir haben gelernt, den Widerstand unserer Patienten gegen Unrecht, Ausbeutung, Hunger, Naturzerstörung und Kriegsdrohung, sofern sie ihn noch leisten können, zu allererst als Widerstand gegen die Aufdeckung des ungelösten Ödipuskomplexes, der eigenen oralen Besitzgier und der aggressiven Latenz zu deuten; unser Sadismus, mit dem wir die in solchem gesellschaftlichem Widerstand enthaltenen sozialen Ich- und Über-Ich-Leistung schwächen, läßt sich mit theoretischen und technischen Rationalisierungen leicht verdecken. Ohne daß wir unser eigenes aggressives Tribschicksal immer wieder gründlich erinnern und seine Ausformungen bis in die Theoriebildung, insbesondere die Kulturtheorie und Technik hinein verfolgen, wird unser Beitrag zur Friedenserziehung durch Verzerrungen in der Realitätseinschätzung erheblich beeinträchtigt. So lange Ödipus als Vatermörder und Inzestlüstling die zentrale Gestalt psychoanalytischer Anthropologie abgibt und nicht durch Repräsentanten einer Mythologie ergänzt wird, die sich, wie in Prometheus und Iphigenie, dem Humanen innerhalb der menschlichen Gesellschaft verbunden wußten, so lange werden wir auch nicht mit ganzer Kraft für die sozialen Antriebe und Bedürfnisse der Gemeinschaft eintreten können.

Friedenserziehung heißt weiter, uns und andere informieren:

1. über die internationalen ökonomischen Zusammenhänge von Ausbeutung menschlicher Arbeitskraft, Naturzerstörung, Hunger, Armut, Arbeitslosigkeit, Rüstung und Krieg und deren innerpsychische Verarbeitung;

2. über die gesellschaftliche Produktion von autoritärer Anpassung, falschen Sicherheitsbedürfnissen, Feindbildern und anderen Ideologien zur psychischen Militarisierung.

Friedenserziehung heißt konstruktives Aufbrechen von Illusionen über gesellschaftliche und intrapsychische Tatbestände, verbunden mit dem Entwurf alternativer Formen der Triebverarbeitung und Konfliktlösungen. Dazu gehört der Verzicht auf die Verklärung illusionärer Beschwörungsformeln wie „Stärkung des Eros“, „Entfeindungsiebe“, „moralisches Umdenken“ und sonstigen Appellen an die „Friedensfähigkeit“, deren abstrakte Begrifflichkeit uns zur billigen Rechtfertigung wird.

Friedenserziehung heißt schließlich Kritik der frühen Sozialisationspraktiken im familiären und außerfamiliären Raum mit dem Ziel, psychoanalytische Einsichten systematischer in den Erziehungsprozeß zu integrieren. Bereits auf dem ersten psychoanalytischen Kongreß in Salzburg 1908 sprach Ferenczi über „Psychoanalyse und Pädagogik“ (Ferenczi, 1908). Er betonte darin die Notwendigkeit einer breiten Aufklärung über die psychoanalytische Entwicklungspsychologie. „Die Massenaufklärung wäre ein Heilmittel der an übertriebenen Verdrängungen leidenden Menschheit, eine Art innere Revolution . . . Die Befreiung von unnötigem innerem Zwang wäre die erste Revolution, die der Menschheit eine wirkliche Erleichterung schüfe, während es sich bei politischen Revolutionen nur darum handelt, daß die äußeren Mächte, d. h. Zwangsmittel, aus einer Hand in eine andere wandern. . . . Erst die so befreiten Menschen wären dann imstande, einen radikalen Umsturz in der Pädagogik herbeizuführen und hierdurch der Wiederkehr ähnlicher Zustände für immer vorzubeugen“ (S. 12f.).

Ferenczi trifft hier bereits eine Unterscheidung von Revolutionen, die Bauriedl (1984) in jüngster Zeit in den Begriffen einer „dualistischen“ und einer „emanzipatorischen“ oder „dialektischen Revolutionstheorie“ wieder aufgenommen hat. Mit Recht macht sie darauf aufmerksam, daß psychoanalytische Aufklärung von Beginn an im Dienst einer „dialektischen Befreiungstheorie“ stand. Aber was bedeuten solche Einsichten und das Ernstnehmen unserer Tradition für unser heutiges konkretes Handeln?

Wenn Richter und ein paar andere mit ihm den Sprung von der



Theorie in die gesellschaftliche Praxis gewagt haben und damit einiges bewegen, was wäre dann möglich, wenn immer mehr Analytiker im Land angesichts unserer nahezu ausweglosen Situation die „innere Revolution“ der Bevölkerung und damit ihren Widerstand gegen eine Politik des Wahnsinns stärken würden!

Friedenserziehung heißt daher konkret, unser Wissen über die Medien, über Vorträge, über Veranstaltungen und Diskussionen in die Öffentlichkeit tragen. Aufklären heißt konkret, Gespräche mit Kindern, Jugendlichen, Eltern, Erziehern, Lehrern, Studenten und anderen Bevölkerungsgruppen in Kindergärten und Schulen, Volkshochschulen, Hochschulen und anderen Institutionen zu führen.

Wir wissen, daß die psychoanalytischen Erkenntnisse, die Eingang in die Friedenspädagogik gefunden haben, sich kaum theoretisch vermitteln lassen; wir wissen auch, daß selbst die Menschen, die praktische Friedenserziehung leisten, vor enge Grenzen der Übermittlung gestellt sind, solange sie nicht an sich selbst die Wirksamkeit des Unbewußten und der Abwehrprozesse erfahren haben. Sie brauchen und suchen unsere beratende Hilfe.

Friedenserziehung würde bedeuten, wenn nicht jeder einzeln die genannten Aufgaben übernehmen müßte, sondern wenn die berufsständische Vertretung der Psychoanalytiker Empfehlungen zur Friedenserziehung ausarbeiten und im Gespräch mit den politischen Parteien, den Gewerkschaften und den Kultusministerien der Länder vertiefen würde.

Friedenserziehung würde bedeuten, wenn wir als Berufsgruppe öffentlich für die Erziehung zum Frieden eintreten würden, wie es die Ärzte, Richter und Staatsanwälte, Pädagogen, Journalisten, Naturwissenschaftler, Psychologen, Architekten und Schriftsteller tun. Der öffentliche Appell „Für die vernünftigen Ziele der Friedensbewegung“ von 327 Psychoanalytikern im März 1982 war dazu ein erster und historisch neuer Schritt. Zur Arbeit in der Öffentlichkeit gehört, daß wir als Berufsgruppe den Dialog zwischen der Friedensbewegung und denen, die den Frieden mit totaler Rüstung herstellen wollen, argumentativ begleiten.

Kemper schreibt 1973 im Rückblick auf die Zeit des Faschis-

mus, daß er und seine Kollegen „den warnenden Signalcharakter gewisser sich häufender Ereignisse“ draußen „in dem uns fernliegenden ‚großen Weltgeschehen‘ kaum wahrnahmen. Bis wir dann – innerlich und äußerlich unvorbereitet – von den Geschehnissen überrollt wurden. . . . Mangel an staatsbürgerlicher Erziehung und Einsicht? Naivität? Bequemer Zweckoptimismus? Skotomisierung? Mithin unbewußte Abwehr dagegen, mögliche Entwicklungsverläufe vor auszusehen . . .?“ (Kemper, 1973, S. 272).

Die Ratlosigkeit in Kempers vielen unbeantworteten Fragen noch 40 Jahre nach dem Trauma wird uns, das wenigstens wissen wir, erspart bleiben, wenn wir nicht jetzt versuchen, die Katastrophe zu verhindern, soweit unsere Möglichkeiten reichen.

Die entfremdete Sprache meiner Kindheit im Faschismus, ein Kriegsspielzeug als Übergangsobjekt, eine blutgefärbte Regenpfütze als Deckerinnerung und die hartnäckige Verleugnung der Wahrheit einer verbrecherischen Zeit durch meinem Vater – Bruchstücke einer Entwicklung, die mir, erinnert, wiederholt und durchgearbeitet, teilweise meine „instinktive“ Verzweiflung und Auflehnung gegen jede Form von Unterdrückung und Gewalt erklärt. Die persönliche Erinnerung lebendig halten und mit der Geschichte des Widerstandes unserer psychoanalytischen Bewegung verbinden, bedeutet für mich einen wesentlichen Teil meiner psychoanalytischen Identität. Ohne sie wäre es mir nicht gelungen, das Thema Friedenserziehung zu finden und zu versuchen, es in eine Zukunft hinein zu erfinden.

### Literatur

- Appell: „Für die vernünftigen Ziele der Friedensbewegung.“ Frankf. Allg. Zeitung vom 1. 3. 1982. Abdruck in: *Psyche* 36: 454–458 (1982).  
Bauriedl, Th. (1984): *Psychoanalyse und Politik*. *Psyche* 38: 489–515.  
Brainin, E. und I. J. Kaminer (1982): *Psychoanalyse und Nationalsozialismus*. *Psyche* 36: 989–1012.  
Brecht, K. (1982): *Bamberg ein Rührstück?* In: Henseler, H. und A. Kuchenbuch (Hrsg.), *Die Wiederkehr von Krieg und Verfolgung in Psychoanalysen*. Ulm – Berlin.  
Cocks, G. C. (1983): *Psychoanalyse, Psychotherapie und Nationalsozialismus*. *Psyche* 37: 1057–1106.



- Dahmer, H. (1973): *Libido und Gesellschaft. Studien über Freud und die Freudsche Linke.* Suhrkamp, Frankfurt/M.
- Ders. (Hrsg.) (1980): *Analytische Sozialpsychologie.* Suhrkamp, Frankfurt/M.
- Ders. (1983): Kapitulation vor der „Weltanschauung“. *Psyche* 37: 1116–1135.
- Einstein, A. (1932): *An Sigmund Freud.* In: Ders. und S. Freud, *Warum Krieg? Diogenes*, Zürich 1972.
- Eissler, K. R. (1971): *Todestrieb, Ambivalenz, Narzißmus.* Kindler, München 1980.
- Erdheim, M. (1982): *Die gesellschaftliche Produktion von Unbewußtheit. Eine Einführung in den ethno-psychoanalytischen Prozeß.* Suhrkamp, Frankfurt/M.
- Fenichel, O. (1935): *Über Psychoanalyse, Krieg und Frieden.* Intern. Ärztl. Bulletin 2: 30–40. Nachdruck in: Ders., *Psychoanalyse und Gesellschaft. Aufsätze.* Roter Druckstock, Frankfurt/M. 1972.
- Ferenczi, S. (1908): *Psychoanalyse und Pädagogik.* In: Ders., *Bausteine zur Psychoanalyse*, Bd. III, S. 9–22.
- Freud, S. (1915): *Zeitgemäßes über Krieg und Tod.* *GW. X*, S. 324–355.
- Ders. (1918): *Wege der psychoanalytischen Therapie.* *GW. XII*, S. 181–194.
- Ders. (1960): *Briefe 1873–1939.* Fischer, Frankfurt/M. 1968.
- Freud, S. und K. Abraham (1965): *Briefe 1907–1926.* Fischer, Frankfurt/M.
- Fromm, E. (1931): *Politik und Psychoanalyse.* Gesamtausgabe Bd. I, S. 31–36. DVA, Stuttgart 1980.
- Ders. (1960): *Gründe für eine einseitige Abrüstung.* Gesamtausgabe Bd. V, S. 213–224. DVA, Stuttgart 1980.
- Ders. und M. Maccoby (1962): *Die Frage der Zivilverteidigung.* Gesamtausgabe Bd. V, S. 225–242. DVA, Stuttgart 1980.
- Fromm, E. (1970): *Zur Theorie und Strategie des Friedens.* Gesamtausgabe Bd. V, S. 243–257. DVA, Stuttgart 1980.
- Ders. (1975): *Anmerkungen zur Entspannungspolitik.* Gesamtausgabe Bd. V, S. 258–264. DVA, Stuttgart 1980.
- Glover, E. (1935): *War, Sadism And Pacifism.* G. Allen and Unwin Ltd., London.
- Härtling, P. (1984): *Der spanische Soldat oder Finden und Erfinden. Frankfurter Poetik-Vorlesungen.* Luchterhand, Darmstadt und Neuwied.
- Henseler, H. und A. Kuchenbuch (Hrsg.) (1982): *Die Wiederkehr von Krieg und Verfolgung in Psychoanalysen.* Ulm – Berlin.
- Huber, W. (1977): *Psychoanalyse in Österreich seit 1933.* Geyer, Salzburg – Wien.

- Juelich, D., H.-H. Otto, I. Koppány, S. Becker, I. Kaminer und L. Hilbert (1982): *Psychoanalyse unter Verschuß oder Warum tut sich die Psychoanalyse so schwer, sich zu erinnern? (Ist auch die Psychoanalyse unfähig zu trauern?).* In: Henseler, H. und A. Kuchenbuch (Hrsg.), a.a.O., S. 53–57.
- Kemper, W. (1973): *Selbstdarstellung.* In: Pongratz, L. J. (Hrsg.), *Psychotherapie in Selbstdarstellungen.* Huber, Bern, Stuttgart, S. 259–345.
- Lohmann, H.-M. und L. Rosenkötter (1982): *Psychoanalyse in Hitler-Deutschland. Wie war es wirklich?* *Psyche* 36: 963–988.
- Dies. (1983): *Psychoanalyse in Hitler-Deutschland. Wie war es wirklich? Ein Nachtrag.* *Psyche* 37: 1107–1115.
- Mitscherlich, A. (1966): *Das soziale und persönliche Ich.* *Kölner Zs. f. Soziologie* 18: 21–36.
- Ders. (1969): *Die Idee des Friedens und die menschliche Aggressivität.* Suhrkamp, Frankfurt/M.
- Passett, P. und E. Modena (Hrsg.) (1983): *Krieg und Frieden aus psychoanalytischer Sicht.* Stroemfeld/Roter Stern, Basel und Frankfurt/M.
- Petri, H. (1983): *Atomare Bedrohung und Psychoanalyse.* *Psyche* 37: 555–567.
- Ders. (1984): *Sozialisation in Friedensgruppen. Zur Psychoanalyse der Friedensbewegung.* *Psychoanalyse* 5: 241–259.
- Ders. (1984): *Katastrophenängste im Spiegel psychotherapeutischer und beratender Hilfe. Wege zum Menschen* 36: 402–410.
- Pfister, O. (1919): *Die verschiedenartige Psychogenität der Kriegsneurosen.* Intern. Zs. f. Psychoanalyse 5: 287–294.
- Reichmayr, J. (1983): *Psychoanalyse im Krieg. Zur Geschichte einer Illusion.* In: Passett, P. und E. Modena (Hrsg.), a.a.O., S. 36–58.
- Richter, H. E. (1982): *Zur Psychologie des Friedens.* Rowohlt, Reinbek.
- Ders. (1983): *Kann ich als Psychoanalytiker zur Arbeit für den Frieden beitragen?* In: Passett, P. und E. Modena (Hrsg.), a.a.O., S. 112–131.
- Schoenberger, G. (1960): *Der gelbe Stern. Die Judenverfolgung in Europa 1933–1945.* Rütten und Loening, Hamburg.



Propriety of the Erich Fromm Document Center. For personal use only. Citation or publication of material prohibited without express written permission of the copyright holder.

Eigentum des Erich Fromm Dokumentationszentrums. Nutzung nur für persönliche Zwecke. Veröffentlichungen – auch von Teilen – bedürfen der schriftlichen Erlaubnis des Rechteinhabers.

# Zur Psychoanalyse der nuklearen Drohung

*Vorträge einer Tagung der  
Deutschen Gesellschaft für Psychotherapie,  
Psychosomatik und Tiefenpsychologie*

Herausgegeben von  
Carl Nedelmann

**Verlag für Medizinische Psychologie  
im Verlag Vandenhoeck & Ruprecht in Göttingen**

Petri, H., 1985: Psychoanalyse und Friedenserziehung [Psychoanalytic movement and education for peace], In: C. Nedelmann (Ed.), Zur Psychoanalyse der nuklearen Drohung. Vorträge einer Tagung der Deutschen Gesellschaft für Psychotherapie, Psychosomatik und Tiefenpsychologie, Göttingen (Vandenhoeck and Ruprecht) 1985, pp. 133-153.